

WELFENGARTEN

JAHRBUCH FÜR ESSAYISMUS
BAND ZEHN 2000

HERAUSGEGEBEN VON
LEO KREUTZER UND
JÜRGEN PETERS

revonnahannover
1999

Die Deutsche Bibliothek – CIP – Einheitsaufnahme

Welfengarten : Jahrbuch für Essayismus. –

Hannover : Revonnah Verl.

ISSN 0941 5416

Erscheint jährlich – Aufnahme nach 2. 1992 (1991)

2. 1992 (1991) –

Erscheinungsbeginn mit dieser Nr.

Dezember 1999

Lektorat · Petra Feil

Universität Hannover

Seminar für deutsche Literatur und Sprache

Königsworther Platz 1 · 30167 Hannover

Revonnah Verlag Hannover

Tanya Harkenthal Arne Drews GbR · Im Moore 33 · 30167 Hannover

Gesamtherstellung · Offizin Koechert Hannover

Ein herzlicher Dank an Françoise Leloutre

Einundachtzigste Revonnahveröffentlichung im zehnten Jahr des Verlages

Alle Rechte an den einzelnen Beiträgen liegen bei den Autoren.

Welfengarten 1/1990 und 2/1992 sind vergriffen, von Welfengarten 5/1995 sind

nur noch wenige Exemplare vorhanden; Welfengarten 3/1993 bis 8/1998

können durch den Buchhandel oder über die Verlagskanzlei bezogen werden.

Preis des Einzelheftes 25 Mark, im Abonnement 17 Mark.

Welfengarten Extra-Ausgaben werden Abonnenten kostenlos zugeschickt.

Ein Inhaltsverzeichnis der lieferbaren Welfengärten sowie der Welfengarten

Extra-Ausgabe zu Leo Kreutzers 60. Geburtstag finden Sie am Schluß des Bandes

Das Abonnement kann jederzeit gekündigt werden. Es gilt für das folgende Jahr weiter,

wenn die Kündigung dem Revonnah Verlag Hannover nicht am 1. Oktober

des laufenden Jahres schriftlich vorliegt. Es gilt der Poststempel

Der Welfengarten erscheint einmal im Jahr zum Jahreswechsel

Für Anzeigen gilt die Anzeigenpreisliste 1/95

printed in germany

© 1999 by Revonnah Verlag Hannover

ISBN 3 927715 65 4 · ISSN 0941 5416

WELFENGARTEN . JAHRBUCH FÜR ESSAYISMUS

HERAUSGEGEBEN VON LEO KREUTZER UND JÜRGEN PETERS
ZEHN 2000

INHALT

Zur Feier der Jahrhundertwende	7
Manfred Geier (Hamburg) Unter dem Lebensbaum oder: Warum sich Walter Benjamin an seinem vierzigsten Geburtstag nicht umgebracht hat	15
Arnold Pistiak (Potsdam) Lion Feuchtwangers Roman <i>Erfolg</i> . Sieben fragmentarisch-vorläufige Anmerkungen	27
Renate von Gizcycki Georg Forster in Tonga (1773)	45
Joseph Gomsu (Yaoundé) »Die schöne Erscheinung des Mannigfaltigen«. Zur Dialektik von Identität und Differenz in Georg Forsters Essays	46
Nirit Scholz (Hannover) Georg Forsters Darstellung von Kulturkontakt und Kolonialismus in seiner <i>Reise um die Welt</i>	66
Leo Kreutzer (Hannover) Für eine andere Moderne. Noch einmal: Goethes Vorstellung von Weltliteratur	79
Shaban Mayanja (Kampala) Die schwarze Ziege. Eine Erzählung aus Uganda	93
Jean Pascal Nga (Yaoundé) Drei Affenschwanz Geschichten aus Kamerun	103
Alain Patrice Nganang (Yaoundé) Die Erfindung eines postkolonialen Subjekts im Film: Jean Rouch und Sembène Ousmane	106
Karin Dunse (Hannover) Das Leben spüren – Begegnungen in einer anderen Kultur	125
Holger Helbig (Erlangen) Zauberschwärze Welt, bewohnt. Richard Leising liest Carlo Gozzi	128

Hauke Hückstädt (Hannover) »fand ich [...] im Eis«. Bobrowskis letztes Hölderlingedicht – ein Fragment	157
Dora Diamant (Berlin) Werner Riegel zwischen den Kriegen. Zur literarischen Archäologie der Bundesrepublik	167
Ab holen und mit nehmen. Viermal Privatfunk. Portraits	
Bernd Renniecke (Hannover). Mann wird abgeholt	175
Stefan Helge Kern (Hannover). Seine große Leidenschaft	178
Nadine Klages-Conti (Hannover). Der Morning-Man	181
Axel von der Ohe (Hannover). Etwas nur für mich tun	183
Dirck Linck (Hannover) Abbruchunternehmen Bloy	185
Oliver Sturm (Berlin) Da kamen fünf kluge Frauen herein. Eine christliche Nacht im <i>Molloy's</i>	199

Abbruchunternehmen Bloy

Dirck Linck

Die Unakzeptierbarkeit der etablierten Ordnung kommt mit vollem Recht in der Form des Wunders zum Ausdruck.

Michel de Certeau

An den Jahrhundertwechsel hat er angemessen große Erwartungen geknüpft. Er hat, wie alle, auf eine mehr als nur zeitliche Zäsur gehofft. Auf einen Gang durch die Wand. Und jetzt das: Die EXPO findet statt. »Nachdem ich mit soviel Eindringlichkeit und allein auf Grund vernünftiger Überlegungen den Zusammenbruch alles Bestehenden prophezeit habe und nun so gar nichts von alledem eingetroffen ist, habe ich jetzt wohl ein gewisses Recht darauf, mich weidlich verärgert zu zeigen.«

Gut möglich, dass er es hier, wo er ironisch wird, besonders ernst meint. Léon Bloy protokolliert seine Enttäuschung am 18. Oktober 1900 im Tagebuch; ihm bleibt eine letzte kleine Hoffnung: Wenn man es genau nimmt – und jetzt will er es genau nehmen –, wird die Jahrhundertwende erst in zweieinhalb Monaten stattfinden. »Als ob einer, der hundert Francs zu fordern hätte, sich für bezahlt anzusehen hätte, wenn sein Schuldner ihm neunundneunzig auf den Tisch des Hauses hinzählt.« Gott wird womöglich kalendarisch akkurat richten.

Er ist keiner, der Enttäuschungen zum Anlass nimmt, über unrealistische Erwartungen nachzudenken. Sein Tagebucheintrag endet, das kennt er schon, mit einem Wutanfall gegen den Bourgeois, der Bloys Forderung nach einem Ende der Geschichte und einem Weltgericht womöglich wieder einmal überleben wird:

»Man zeige mir doch den tausendfachen Idioten, sträfliches Produkt widerwärtigen Aneinanderreibens bourgeoiser Fleischmassen, der sich zu behaupten unterstünde, diese Forderungen seien übertrieben! Schickt ihn doch her zu mir, dies talgige Gerinnsel der dreckigsten Samenergüsse verkalkter Beamtenseelen oder Notariatschreiber, auf daß er uns verrate, was man von der unfaßbaren Gehorsamsverweigerung der Schicksalsgöttinnen zu halten habe!«

Wutanfälle konnte er. Die haben ihn in Frankreich berühmt gemacht. Als Enthemmten. Keine Einleitung in seine Werke, die sie nicht schlechten Gewissens in den Griff einer Erklärung kriegte. Als charakterliches Defizit, böse Erbschaft der kleinbürgerlichen Abkunft oder, besser, als Rückgriff auf Redeweisen beider Testamente. Jesus ist vor den Tempelhändlern auch ausgerastet.

Curt Hohoff hat die These aufgestellt, Bloy habe seine Kritik deshalb als scharfen persönlichen Angriff formulieren können, weil Literatur in Frankreich die »Li-

teratur einer Gesellschaft von Personen« sei, »während die deutsche Literatur sich auf etwas Abstraktes, auf Bildung, bezieht«. Das leuchtet ein. Abstrakt ist eine Verständigung über gesellschaftliche Missstände immer möglich. Ich möchte mich aber nur ungern, persönlich, als Teil des Missstands verstanden wissen.

Als Bloy alt war, hat er darunter gelitten, dass manche Leute seinen Hitzkopf besuchten wie eine Jahrmarktsattraktion. Mach doch mal! Man musste ihm nur ein Reizwort zuwerfen: Zola, Bourget, allgemeines Wahlrecht, Klerus, Vatikan. Und schon tobte er los.

»Einer der bisher am wenigsten beachteten Übelstände des allgemeinen Stimmrechts ist ohne Frage der, daß es bereits in Verwesung übergegangene Staatsbürger dazu nötigt, aus ihren Gräbern heraufzusteigen, um entweder selbst zu wählen oder gewählt zu werden.« – Er hatte das niedrige Niveau, das man sich selbst nicht zu gönnen traut. Und ist wie alle, die gut darin sind, immer Recht zu haben, aus seiner Rolle nicht mehr herausgekommen. Der ideale Talkshow-Gast.

Von vergleichbar persönlich werdenden Polemikern wie Kraus und Léautaud unterscheidet Bloy der Einbruch in die sprachliche Konvention des Kulturbürgers. Er ist wütend wie man albern ist: Unkontrolliert, den Anlass vergessend, unökonomisch, leiblich. Es schüttelt ihn. Seine aufklärerischen Kritiker haben ihn umgehend pädagogisiert. Törichte Verhaltensweisen seien das Ergebnis fehlender Selbstzucht. Schicklichkeit und Sittlichkeit gehörten zusammen. Und dann der *Coup de Grâce*: Regression.

Bloy hat – darauf reagierend – seine Anfälle in den Funktionszusammenhang der Prophezeiung gestellt. Die Prophezeiung ist das erprobteste sprachliche Mittel, etwas vorzuschlagen. »Wenn man, sei es mit, sei es ohne Ironie, den hehren Namen eines Propheten schon durchaus einem alten Polterer wie mir zuerkennen will, so muß man auch die sich damit von selbst ergebende Konsequenz mit in den Kauf nehmen, daß seinen beschwörenden Rufen die Macht innewohnt, den Ablauf der vernichtenden Katastrophe zu beschleunigen. Der Prophet ist vor allem eine Stimme, welche die Gerechtigkeit herabrufen soll.« Soll! Die Maßlosigkeit seiner Tiraden macht Bloy für ihn selbst zum Pflingstwunder.

Er ist nicht deshalb böse, weil 1900 eine *angekündigte* Apokalypse ausgeblieben ist. Er zürnt über die Verschiebung des *notwendigen* Untergangs von Technik, Natur, Mensch. Er begreift die Entwicklung der Industriestaaten als einen Fortschritt zum Tode. Die Weltausstellung, die Bloy verhindern sehen wollte, ist ihm nur ein Symbol.

1902 schrieb die Schriftstellerin Rachilde in einer Rezension: »Bloy steht Ravachol näher als Jesus Christus.« Ravachol: ein Terrorist, dessen Bombenattentate Eindruck hinterlassen hatten. Rachilde wollte den Vergleich als Kompliment verstanden wissen; Bloy gab sich empört.

»Da die Menschen dem Leben nicht gehorchen wollen, müssen sie dem Tod gehorchen.« Am Ende muss man das Ende auch als Ende von Elend begreifen.

Falsch gesehen hat Rachilde ihn nicht; von Reformen hielt Bloy nichts. Was von Grund auf verfehlt ist, will er bis zum Grund vernichtet sehen. Seine Visitenkarte kam bei den Künstlern in Paris gut an: »Léon Bloy. Entrepreneur de démolitions«. Abbruchunternehmer. Das war eine literarische Geste, und ein Trend. Kollege Nietzsche wollte mit dem Hammer philosophieren.

Den nahm er nicht zur Kenntnis. Alle Deutschen hat er gehasst, alle Engländer, alle Belgier, alle Amerikaner. Die Protestanten, die lauen Katholiken, die Priester, Papst Leo XIII. Verschont blieben bis zum Schluss nur die Armen. Und die Prostituierten.

Kein Terrorist, im klassischen Sinne. Ein Schriftsteller, der sich als »Pilger zum Absoluten« verstand. Ein Christ. Also Katholik. Täglich beichtend, tägliche Kommunion, tägliche religiöse Übungen, Skapuliere. Und, zugleich, zu jenen Autoren gehörend, die um 1880, schreibend und subkulturelle Lebensformen inszenierend, als Manieristen-Gruppe in Erscheinung traten: Die *Décadents*. Sie haben ihre Zeit als Verfallszeit begriffen und dargestellt. »Überempfindliche«, schreibt Mario Praz. Das Morphem »über« ist ein Kampfbegriff.

Bloys Eschatologie ist eine der Quellen des »Renouveau Catholique«. Sie hat Konvertiten gemacht. Die muss man sich als Leute vorstellen, denen es reichte. Weil sie nicht glaubten, dass ihnen und anderen zu helfen war. Auf Erden. »Innere Angst« und »aktive Verzweiflung« habe sie bei Bloy verloren, schreibt die Philosophin Raïssa Maritain. Der Erfahrungsgehalt des Kreises um Bloy ist, wahrscheinlich, unzugänglich geworden; diese Grundempfindung, dass die Seele des Menschen mit dem Fortschritt der Gesellschaft womöglich nicht mithalten kann, ist es nicht.

Nichts leichter, als sich über Bloy und seine Schüler lustig zu machen. Über ihren Glauben. Dessen Fanatismus ist nicht zu Unrecht interpretiert worden als Reaktion auf die Übersteigerung der instrumentell gerichteten Vernünftigkeit dieser Zeit. Als Reaktion ist der Glauben Zweifel; an der Vernünftigkeit der Vernunft. Sie gingen kaputt an einem Wissen, das sie nicht auszublenden vermochten: »Es ist wider alle Vernunft, daß ein Mensch mit Gütern überhäuft geboren wird, während der andere seine Wiege tief unter einem Misthaufen findet. Das Wort Gottes ist in einen Stall herniedergestiegen aus Haß gegenüber der Welt, wie es die Kinder der Welt wissen. Alle Sophismen der bösen Geister werden nichts an dem Mysterium ändern, daß die Freuden der Reichen den Schmerz der Armen als Substanz haben.«

Bloy hat mit der Armut sein Thema gefunden. Fünfzig Jahre lang antwortet er als Schriftsteller auf alle Triumphe der erfinderischen Ratio seiner Zeit unbeeindruckt mit dem Verweis auf diese Verhältnisse wider alle Vernunft. Und mit dem Verweis auf das Imaginäre, das von den Verhältnissen produziert wird. Die Angst.

Als katholischer Stänkerer kommentiert er in den Artikeln, die er für Zeitungen wie *L'Univers* und *Le Figaro* schreibt, jede bürgerliche Erfolgsgeschichte mit dem einen Zitat vom Kamel, das eher durchs Nadelöhr geht. Er ist nicht zu beeindrucken. »Der Text ist klar genug: *Homo dives*. Ohne Beiwort.«

Ego sum pauper. Eine Neidkampagne aus dem alten Palästina. – Das könnte ihnen so passen.

Zeit seines erwachsenen Lebens hat der Mystiker Bloy das Geld als Symbol für das Blut Christi verstanden. Die von Bloy zitierten Bibelstellen scheinen mir, ohne dass ich mich je in theologische Debatten einmischen würde, seine Deutung nicht zu erzwingen. Wer aber die affektive Sprache, den Hass des *Schriftstellers* Bloy verstehen will, muss seine Metapher vom Geld als dem Blut der Armen berücksichtigen. Sein Werk beruht auf ihr. Die Reichen, die Kapital akkumulieren, halten das Blut Christi zurück, das – ausdrücklich – zur Erlösung der Armen, denen das Himmelreich versprochen ist, vergossen wurde. Sie enthalten es den Armen vor. Die reichen Bürger verhindern die Verwandlung in der Kommunion; das Geld ist die gestohlene, gebunkerte Hostie, der blutende Leib des Heilands. Umgekehrt ist der blutende Leib des Proletariers das Geld des Bürgers. In diesem Leib sieht Bloy das Bild des Gekreuzigten, der täglich neu gekreuzigt wird.

»Das Blut des Armen, das ist das Geld. Man lebt davon und stirbt daran seit Jahrhunderten. In ihm ist alles Leiden ausdrucksvoll vorhanden. Es ist die Herrlichkeit, es ist die Macht. Es ist die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit. Es ist die Qual und die Lust. Es ist fluchwürdig und anbetenswert, rotglühendes und dahinströmendes Symbol Christi des Heilands, in *quo omnia constant*. Wie man das Geld auch ansieht, man sieht den Gottessohn an, der das Blut schwitzt, durch das alles vollbracht ist.«

Deshalb gibt es für Léon Bloy das Mysterium der Armut. Deshalb die Todsünde des Geizes. »Die Regeln unseres Ordens verbieten uns, Almosen zu geben.« Als die Assumptionisten ihm dies mitteilen, läuft er zur Hochform auf.

Der Theologe Hans Urs von Balthasar hat, unfehlbar, verkündet, nur Fachleute, Theologen, könnten Bloy verstehen. Weil er selber etwas verstanden hat, nimmt er an, andere könnten daraufhin nichts verstehen. Bloy hat sich als Schriftsteller definiert. Ausdrücklich. Schriftsteller sind dumm. »Mein Verstand ist unbeholfen, und ich stelle mir etwa den eines Ochsen so vor; die Fähigkeit zu geistiger Zergliederung, wie sie den Philosophen eigen ist, geht mir auch ganz und gar ab.« Er ist statt dessen daran interessiert, mittels der symbolischen Sprache zu *erzählen*. Geschichten von der Bösartigkeit der Welt und von der Größe des in ihr abwesenden dreieinigen Gottes. Er begreift sich, literarisch, als »Anbeter«. Der ersten Person: dem Gesetz. Der zweiten Person: der Armut. Der dritten Person: der Gerechtigkeit.

Leser sind auch dumm; ihr Interesse entsteht besonders da, wo Erzähltes nicht umstandslos in Verständnis aufgelöst werden kann. Bloy ist kein Eremit. Er lebt als Journalist in Paris, hält Kontakte mit den Wissenschaftlern und Künstlern der Kapitale, verfolgt die ökonomischen und politischen Debatten seiner Zeit. Die verständlichen Tonlagen hat er drauf. Den rasanten industriellen Modernisierungsprozess des 19. Jahrhunderts hat Bloy gleichwohl in steilen katachretischen Bildern erzählt, als Bauarbeit an einem riesigen Golgatha. Seine bis zur Unverständlichkeit mystisch-sadistische Terminologie ist kein Hinweis darauf, dass er die Wirklichkeit verfehlt hat: Die Differenz zur affektberuhigenden gesellschaftlichen Rede war Teil der Botschaft.

In den südafrikanischen Diamantminen flossen wirklich »Ströme von Blut«, in Algerien, Madagaskar, Cochinchina und Tonking war wirklich »der Schmerzensschrei, das Gebrüll und Schluchzen der Opfer des Kolonialismus« zu hören, in den Fabriken gab es wirklich den »Blutschweiß als System«. Er schreibe so, dass dies alles »unser Ohr trifft«. Eine literarische Wirkungsabsicht.

»Der Mensch hat in seinem Herzen Bezirke, die noch nicht existieren und in die der Schmerz eindringt, damit sie seien.«

Léon Bloy ist mein Privatapokalyptiker. Ich bin ein bisschen neidisch, wenn ich lese, dass Schüler wie Raïssa und Jacques Maritain dank Bloy, dank der Begegnungen mit der *Person* Léon Bloy Weg und Wahrheit fanden, endgültig. An Erweckung aus zweiter Hand aber muss man glauben können. Ich missbrauche meinen Privatapokalyptiker für Stimmungen. Ein paar Male im Jahr, wenn es mir reicht, wenn das Gesocks, Pack, Geschmeiß sich – endgültig – als unerträglich erwiesen hat und ich meine, dass dieser oder jene augenblicklich weggeräumt gehört. Ich lese Bloy nach der Tagesschau.

Aus der Sekundärliteratur weiß ich, dass ich Bloy, auch Bloy unangemessen lese. Die Stärke eines Autors ist wie immer seine Schwäche; seine Gewaltbarkeit mache Abstandnahme nötig. Jeder liest anders. Ich lasse Bloy, ein paar Male im Jahr, als Stellvertreter agieren. Er formuliert meine Gewaltphantasien. Ich meine immer noch, dass Gewaltphantasien – nicht notwendig Gewalt – etwas mit dem Bedürfnis nach Gerechtigkeit zu tun haben. Und mit Größenwahn. Ich halte Gewaltphantasien wie alle Tagträume für vernünftig. Ich schlachte die ab, von denen ich definitiv weiß, dass sie im Unrecht sind. Oder im Recht. Man gönnt sich ja sonst nichts.

Stellvertretung: »Niemals werde ich mich mit dem, was ich sehe, abfinden, niemals mich darüber trösten können.« Bloy hält unmenschlich durch. Mehr als dreißig Werke lang. Ein Leben im Glauben. In Armut. Er verschafft mir die Möglichkeit, mich abzufinden, mich hinwegzutragen.

Stellvertreter braucht man auch, um den Zwang zum Anstand zu überwinden. Nie und nimmer würde ich, nach der Tagesschau, beispielsweise Wolfgang Ger-

hardt das »talgige Gerinnsel der dreckigsten Samenergüsse verkalkter Beamten-seelen« nennen.

Bloy redet immer als Bloy, monologisch. Das Tagebuch ist die ihm gemäße literarische Form. Selbst seine längst vergessenen Romane sind der Form nach monologische Pamphletistik, die sich dem Zusammenhang von Wut und Mitleid verdankt. »Die Gerechtigkeit und das Mitleid sind *ein und dasselbe*. Das Mitleid vermag in mir nicht den Zorn auszulöschen. Mein Zorn ist das Aufbrausen meines Mitleids.« Keiner unter den Zeitgenossen hat das Elend des Proletariats und der kolonisierten Völker eindringlicher dargestellt als dieser Reaktionär, keiner präsentierte dem Bürgertum, vor allem dem katholischen, derart hasserfüllt die Verlustrechnung für den technischen Fortschritt.

»So kommt es denn, daß diese armen Kinder, die ein Windhauch umwerfen kann, über dreißig Stunden in der Woche arbeiten müssen, und diese Arbeiter, oh rächender Gott, zählen an die Hunderttausende. Damit aber die Religion nicht zu kurz komme, werden die Arbeitsstellen der kleinen Mädchen, was auch Dante nicht gekannt hat, oft von Nonnen geleitet, von geweihten Jungfrauen, die ebenso dürr sind wie die Weinstöcke des Teufels, aber gute Methoden zur Erhöhung der Arbeitsleistung kennen ... Die junge Tochter aus vornehmem Hause weiß vielleicht ebensowenig wie Dante, was ihre Kleider und ihre feine Unterwäsche gekostet haben. Warum sollte man ihr von der todbringenden Ermüdung, dem nie gestillten Hunger der armen kleinen Mädchen erzählen, die sich allzusehr geschmeichelt fühlen müßten, daß sie sich für die Schönheit einer solchen jungen Dame umbringen dürfen? Wer möchte es versuchen, diesem niedlichen Tierchen die Bitterkeit der verschluckten Tränen und die ewige Herzensangst dieser Kleinen verständlich zu machen? Weil aber jene Nichtigkeiten unendlich größer sind als sie, und weil es trotz allem eine Gerechtigkeit gibt, so darf man sicher sein, daß sie eines Tages diese Nichtigkeiten kennenlernt. Und dann!«

Le Sang du Pauvre (1909), Bloys Buch über die Armut in Frankreich und in den Kolonien, hat starken Einfluss gehabt auf die Befreiungstheologie in Lateinamerika. Es gehört zu den Widersprüchen Léon Bloys, dass er jede Reform der katholischen Kirche als Häresie betrachtete.

Geboren am 11. Juli 1846 in Périgueux. In diesem Jahr erscheint in La Salette die weinende Heilige Jungfrau den Hirtenkindern Mélanie und Maximin. Wenn die Gläubigen nicht zum praktizierten Glauben zurückkehrten, könne sie den Arm ihres Sohnes nicht mehr halten. »Sagt das meinem Volk!« In Bloys Universum gibt es keinen Zufall. Dass die Jungfrau sich exklusiv an die Franzosen wendet, ist für den Chauvinisten Bloy selbstverständlich.

Es gehört alles zusammen. Die Heilige Jungfrau hat in La Salette detaillierte Forderungen gestellt. Die Heiligung des Sonntags beispielsweise. Die katholi-

schen Unternehmer begriffen das als Kampfansage. Bloy auch. Die Jungfrau ist mit den Fabrikarbeitern.

»Das ist alles gut und schön, werden tausend Fleischer antworten, aber für uns ist schon die Fastenzeit eine glatte Schädigung.«

Eine unglückliche Kindheit; Mythen und Fakten hat bislang noch niemand getrennt. Außenseiter von Anfang an. Jähzornig und in gesteigerter Weise melancholisch. Ein ständig weinendes Kind, ein ständig weinender Jugendlicher. Die Mitschüler begegnen ihm entsprechend. Mit vierzehn zieht Léon ein Messer und sticht zu. Er fliegt vom Gymnasium und wird vom Vater in die Lehre gesteckt. Nun ist er ein ständig weinender technischer Zeichner. »Ich bin von Natur traurig, so wie man von Natur klein ist oder blond. Ich bin traurig geboren, abgründig, erschreckend traurig. Ich erinnere mich, daß ich als Kind, als ganz kleiner Junge, mich oft mit Unwillen, mit Empörung geweigert habe, an Spielen, an Vergnügungen teilzunehmen, deren bloße Vorstellung mich vor Freude berauschte, weil ich es edler fand, zu leiden, mich selber durch Entsagungen leiden zu machen. Instinktiv liebte ich das Unglück, ich wollte unglücklich sein. Das bloße Wort »Unglück« versetzte mich in helle Begeisterung.«

Bloy gibt Psychologen nichts zu tun; er durchschaut die Funktionsweise des Masochismus, an dem er als Autor der *Décadence* und als Katholik festhält. Mario Praz hat in *La carne, la morte e il diavolo nella letteratura romantica* nichts anderes getan, als Bloy und dem katholischen Schriftstellerkreis, dem er zugehörte – Barbey d'Aurevilly, Rachilde, Villiers de Lisle-Adam, Ernest Hello, Joséphin Péladan – aufwendig eben jene Schmerzlust nachzuweisen, die offen thematisiert wird.

»Jesus läßt das Kreuz von seinen Schultern auf die unseren gleiten und von unseren Schultern auf die seinen, so weinen wir stets: aus Schmerz oder aus Mitleid.«

Nach Paris ist er achtzehnjährig gekommen, um Maler zu werden. Er schlägt sich mit kleinen Angestelltenjobs durch, und trifft Barbey d'Aurevilly. La Bohème. Armutsbohème, sagt Helmut Kreuzer. Die wichtigste, einzige Gemeinsamkeit: Man definiert sich negativ, als Anti-Bürger. Man übertreibt: Sexualität, Spiritualität, Selbststilisierungen, politische Positionen. Weil zum Bürger Mäßigung gehört. Nervosität, Hysterie und eine Witterung fürs Ekelhafte gelten als Ausweis künstlerischer Berufung. In *Le Désespéré* (1886), seinem ehemals berühmtesten Roman, hat Bloy anhand des Bohémiens Kain Marchenoir vom Leben in diesem Milieu, von seiner Erweckung erzählt. Kain ist Dichter und Ausgestoßener, der Zeugnis gibt von der »niedrigen und endelosen modernen Agonie des armen Künstlers, der sich nicht entehren will«. Er ist die Stimme Léon Bloys und hat dessen Biographie hinter sich.

An dem Roman sind nur noch jene Passagen lesenswert, die ihn als Roman ruinieren: die Reflexionen und Kommentare des Erzählers. Bloy hat einige von ihnen dort untergebracht, wo sie hingehören, in seinen Kampfschriften.

Nur in *Le Désespéré* aber, im Schutz der Fiktion, spricht Bloy von dem, was er ansonsten nicht thematisiert, von der »schweinsköpfigen« Sexualität. Die treibe seinen Helden desto mehr umher, je mehr er sie zu unterdrücken versuche. Sie scheine sich immer einen Weg zu bahnen.

Die offizielle Römische Kirche hat der Religiosität Bloys misstraut, sexuelles Begehren hinter ihr vermutet. Man rate ab. Sie verhält sich zu Bloy als Psychoanalytiker. Verhielte sie sich als Kirche, könnte sie den Masochismus, die Sexualität auf Spiritualität hin befragen, auf die sich in ihr ausdrückende Sehnsucht nach Erlösung.

Bloy ist der katholischen Kirche 1869 beigetreten, als Erwachsener und unter dem Einfluss d'Aurevillys, dessen Sekretär Bloy war. Er hat den Lehrer sofort überflügelt. Im fanatischen Katholizismus artikulierte sich ein Kontrastwunsch, den ein als gegen die Bedürfnisse und Vermögen von Menschen rücksichtslos empfundener Rationalismus selbst produziert hatte. Bloy fand seine Lebenswelt durch die mit der Aufklärung identifizierte naturwissenschaftliche und technische Zivilisation entzaubert. Alles, was man an der Sorbonne verstand, wurde für ihn leer. Sie nahmen ihm das Unbedingte weg und zogen, so schien es, alle und alles in kapitallogisch gesteuerte Verwertungsprozesse hinein, aus denen es kein Entkommen gab.

»Der Bourgeois ist von Natur aus Paradieshasser und -zerstörer. Wenn er einen schönen Landstrich sieht, geht sein Traum dahin, die hohen Bäume abzuholzen, die Quellen zum Versiegen zu bringen, Straßen zu bauen, Läden und Bedürfnisanstalten einzurichten. Man hat mir versichert, daß es auf Golgatha einen florierenden Andenkenladen gibt.«

Der ignoranten Anti-Religiosität der französischen Öffentlichkeit antwortete das Echo einer ignoranten Religiosität. Auf Differenzierungen konnten beide Seiten gut verzichten. Die katholischen Décadents setzten der Erbarmungslosigkeit der gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse den gleichfalls erbarmungslosen Hass gegen die Mittelmäßigkeit des Bürgers entgegen. »Alles kann verziehen, entschuldigt, hingenommen werden, nur *mittelmäßig* darf man nicht sein.« Sie bekämpften, was zur Sphäre des Mediokren gehört: Die Demokratie, die Republik, die Wissenschaft, die Industrie, die realistische und naturalistische Literatur, den Laizismus.

Konservativ waren sie alle und posierten als Byzantiner. Wenn die Liberalen von der Zukunft sprachen, parierte Bloy mit einem Mittelalter, das aus der Imagination Verlaines stammte. Seine Kritik am bürgerlichen Hass auf die Vergangenheit ist deshalb nicht weniger treffsicher. *Exégèse des lieux communs* (1913): »Was vorbei ist, ist vorbei. Reden wir nicht mehr darüber. Die Vergangenheit ist ihnen sichtlich peinlich. Zweifellos hat sie ihre guten Stunden gehabt, und sie können die Erinnerung an alte Schwänke wiederausgraben, die angenehm waren; im allgemeinen aber ziehen sie es vor, sich nicht umzuschauen. Ihr Gewissen mag

zwar tot sein, gleichwohl schlägt und zuckt es noch ein wenig, wenn beispielsweise auf den Ursprung bestimmter Vermögen angespielt wird, wenn die Rede auf manche Tote kommt, die man sich schlecht bestattet zu haben erinnert, oder wenn dieses oder jenes Ereignis allzu genau an andere erinnert. Man müßte sie vergessen können. Gleichwohl sagt ihnen eine geheimnisvolle Stimme, daß das Vergangene immer bestehen bleibt.«

Der klassische Spielverderber. Wenn einer von der Vergangenheit nicht loskommt, heißt das nicht, dass man ihn vergessen kann.

»Ich bin der Sohn eines Mannes und einer Frau, sagt man mir. Das setzt mich in Erstaunen. Ich glaubte mehr zu sein.« Bloy hat diese Sätze Baudelaires immer wieder zitiert. Wie ein Mantra. Er hat zitierend auf eine Kränkung reagiert, die ihm der Rationalismus zugefügt hat. Den »soif de l'absolu« stillte die Kirche von Rom. Es musste etwas geben, das losgelöst von den Zusammenhängen der Welt Bestand hatte. Etwas Unbedingtes. Weil nur dieses Absolute die Macht hätte, die als übermächtig empfundenen Zusammenhänge, an denen Bloy verzweifelt, mit einem Knall aufzulösen. Er will sich an die Kunst halten und an Gott.

Der Gläubige fügt dem Rationalismus eine Kränkung zu; er behauptet einen Mangel inmitten des Überflusses. Einen das Ganze in Frage stellenden Mangel. Ein Verhungern in der Fülle. Kränkend ist die Vorstellung, dass einer, der es zu Wohlstand, Ansehen, Erfolg gebracht hat, der Gnade bedürfe. Gerade der. Als Dichter und Bettler macht Bloy sich zum Gegenbild des Bürgers, auf den seine Pamphlete abzielen. Selbstverständlich steckt das Bild des Vaters auf der Zielscheibe.

Vom Vater, einem republikanischen Beamten, ist Bloy atheistisch erzogen worden, mit festem Blick auf eine gehobene Beamtenlaufbahn. »Noch ehe ich den Windeln entwachsen war, ja selbst bevor ich zur Welt kam, hatte er schon alle Abschnitte meines zukünftigen Lebens sorgfältig, mit geradezu geometrischer Genauigkeit festgelegt.« Bloy wird – der Papa ist im Kopf immer dabei – sein Leben als bürgerliches Scheitern organisieren. Als Triumph: So weit unten, Vater, warst Du noch nicht! Katholik, Schriftsteller ohne Einkommen, Bettler; die ersten zwei der drei großen Liebesaffären seines Lebens hat er mit Prostituierten. Seine obszöne und skatologische Rede aktiviert alle Wörter, die im Hause des Vaters nicht fallen durften. Bloy kann nicht leben ohne die lustvolle Vorstellung, was Papa zu alldem sagen würde. Zwei der vier legitimen Kinder, die Bloy mit der dänischen Konvertitin Jeanne [Johanne] Molbeck hat, verhungern. Er hat mindestens ein weiteres, illegitimes, Kind gezeugt. Die Bloys leben in Lumpen.

Immer wieder stellt er die Verhältnisse her, unter denen er zusammenbricht. Kaum ein Freund, dessen schließliche Abkehr er nicht provoziert. Bloy ist keiner, der diskutiert: »Ich bin für vollkommene Intoleranz, und ich meine, wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich.« Wer es auf Zoff anlegt, bleibt selten unerhört.

In jedem Tagebuchband, den er veröffentlicht, in jedem Brief, den er schreibt, in jeder Bekenntnisschrift, mit der er Gott preist und die Welt verflucht, demonstriert er sein Elend in einer Ausführlichkeit, die auf Genuss schließen lässt. »Der Dienst an Gott ist hart. Mir selbst hat er zwanzig Jahre Folter gebracht, die vollendete Schande und den Tod zweier meiner Kinder, durch das grimmigste Elend vor meinen Augen umgebracht. Dennoch will ich mich nicht beklagen. Leiden ist eine unendlich kostbare Gnade, derer nicht alle Welt würdig ist. Aber leider bin ich zu feige, um einen Zuschuß zu erbitten.«

Lass diesen Kelch an mir vorübergehen. Bürger sind Männer, Bürgerinnen – tendenziell – auch, gendermäßig. Bloys Tränenchristentum bedient ein Bedürfnis, auch aus den Geschlechterrollen des Bürgertums auszusteigen. Bloy steht nicht seinen Mann. »Wir fallen immer, und darum weint Eva. Ihre Tränen begleiten uns in den Abgrund.«

Erbünde und Prädestination. Die Menschheit ist zur Verdammnis bestimmt und auf die Gnade angewiesen. Nur die Erwählten wird Gottes Eingreifen retten. Bloy will wissen, ob er ein Erwählter ist. Er muss es wissen. In seiner zweiten Person ist der dreieinige Gott der Arme, Gedemütigte, Elende. An ihm, am Sohn, orientiert sich Bloy, jederzeit bereit, in seine Nachfolge einzutreten. Er schlägt sich ans Kreuz und wartet auf den Heiligen Geist. Bloys Selbststilisierung zum Bettler ist die Reaktion auf eine Krise.

1877 oder 1878 – die Angaben differieren – hat seine Geliebte, Anne-Marie Roulet, die unmittelbar bevorstehende Apokalypse – die Ankunft des Heiligen Geistes und ein blutiges Martyrium für Léon Bloy – geschaut. Er hatte die Prostituierte zum Katholizismus bekehrt und war von ihren seherischen Fähigkeiten überzeugt. Das Ausbleiben des Ereignisses brachte ihn fast um den Verstand. Es ist präsent, wenn er 1900 über die Zeit klagt, die seinen Prophezeiungen zum Trotz weitergeht. Erst nach der Krise, als Ausweg, radikalisiert er seine selbstzerstörerische Lebensführung, um dem Martyrium näher zu kommen. Er zerstört sich, um sich zu gewinnen. »Es gibt nur eine Traurigkeit, kein Heiliger zu sein.«

Bis zu seinem Tod wird er Ausschau halten nach Zeichen, die hindeuten auf das jüngste Gericht. Vulkanausbrüche, Brände, Kriege; alles vermerkt und kommentiert er penibel als symbolische Offenbarungen des Heiligen Geistes. Bloy stirbt am 3. November 1917, im festen Glauben, dass der »widerliche Wilhelm von Hohenzollern« Gottes Willen gegen die treulose »Prostituierte Frankreich« vollstrecke und dass auf dem »Höhepunkt der namenlosen Katastrophe« Gott den »Vorhang aufziehen« werde: »Ich erwarte die Kosaken und den Heiligen Geist.«

»Man hat den Eindruck: entweder verrückt oder hellsehtig, außerordentlich auf jeden Fall.« Tagebucheintrag Ernst Jüngers, 13. September 1945.

Ein religiöser Fanatiker, der in Frankreich als böser Autor der Moderne einen guten Namen hat. Sein Werk wurde vom Jesuiten Hans Urs von Balthasar als »bis an den Rand der Rechtgläubigkeit abgleitende« Eschatologie, von Jorge Luis Borges als phantastische Literatur gelesen. Carl Schmitt verehrte ihn als reaktionären Katholiken, Walter Benjamin als revolutionären Sprachkritiker. Ernst Jünger findet in Bloy den Mann mit sicherem Blick für bürgerliche Ängste, Alejo Carpentier den »Todfeind des Kolonialismus«.

Alle nehmen sich aus Bloys Texten, was sie gebrauchen können. Ich auch. Und alle haben recht. Bloy hat stets die eigenen Widersprüche literarisiert, und dann gewaltsam in seiner Mystik versöhnt. Er hat in *Le Sang du Pauvre* Kolumbus zum Boten des Heiligen Geistes erhöht und im selben Buch die Kolonisation als restlose Auslöschung von Menschen und hergebrachten Lebensweisen kritisiert. »Das ist ein alltägliches, weltbekanntes Geschehen, und die Teufel, die diese Dinge tun, sind anständige Leute, die den Orden der Ehrenlegion bekommen und nicht einmal nötig haben zu heucheln. Obwohl sie mit ganz anständigen Gewinnen, manchmal auch mit einem großen Vermögen heimkehren, und begleitet sind von einem langen, schwarzen Blutbach, der im Unsichtbaren ewig hinter ihnen her oder ihnen zur Seite fließt, – haben sie höchstens einige Wanzen in schlechten Quartieren umgebracht, wie es jedem Eroberer passiert.«

Er hat in *Le Salut par les Juifs* (1892), seinem dunkelsten Text, an der anti-judaistischen Tradition festgehalten, die Juden mit der Schuld des Christumords zu beladen, und in diesem Buch zugleich einen grandiosen Angriff auf den zeitgenössischen Antisemitismus gefahren, die »Idiotenreligion«, in der sich die Christen als die wahren Juden zeigten, weil für sie »der Krieg gegen die Juden« ein »glänzender Trick« sei, »um sich zu sanieren und die Wirtschaft wieder anzukurbeln«.

Kein literarischer Erfinder. Seinen Stoff entnimmt er, auch wenn er Romane oder Erzählungen schreibt, der eigenen Biographie, die er literarisch kommentiert. Sein bevorzugtes Stilmittel ist die Übertreibung. »Man sieht die Dinge nur dann richtig, wenn man sie übertreibt.« Er übertreibt den Schmerz, die Wut, bis in seine mittleren Jahre auch die stilistischen Mittel. Bloy häuft Adjektive als drohe deren Rationierung. »Der Glanz des Stiles ist kein Luxus, er ist eine Notwendigkeit.« Nachträglich stellen seine Übertreibungen sich als ausgleichende Ungerechtigkeiten heraus. Als solche sind sie immer noch lesenswert.

Bloy hat so verzweifelt nach Zeichen für den Zusammenbruch der weltlichen Ordnung gesucht, dass er zum genauen Beobachter der bürgerlichen Ordnung des Juste-Milieu wurde und »das Knistern im Gebälk« (Ernst Jünger) hörte. Dieses Knistern hat er, es übertreibend, auch für andere hörbar gemacht. In den Tagebüchern registriert er empfindlich Zeichen einer diffusen Angst bei den Menschen,

die zunehmend Schwierigkeiten haben, ihre Erfahrungen noch auf sich zu beziehen. Bloys Notizen zu städtischen Verkehrs- und Verhaltensformen sind Kommentare zum gesellschaftlichen Unbewussten der Epoche. Er registriert Fluchtbewegungen. Alle wollen weg. Alle wollen beschäftigt sein. Alle reisen. Alle suchen Ablenkung. Er hält es für Angst.

»Meine erste Fahrt in der Untergrundbahn. Gewaltiges Werk, wie ich offen zugebe, und nicht ohne eine gewisse unterirdische Schönheit. Doch teuflischer Lärm, das Bewußtsein unleugbarer Gefahr, Vorgefühl drohenden Todes – und was für eines Todes! – jedesmal, wenn man in diese Katakomben hinabsteigt.« (15. März 1903) Noch fällt nichts zusammen, aber eine Ahnung ist da, dass der Anschein technischen Gelingens täuschen, dass alles zusammenstürzen könnte. Bloy steht als Abbruchunternehmer bereit.

Wo seine Zeitgenossen von uneinholbaren Vorsprüngen, unvorstellbaren Erfindungen, unaufhaltsamem Fortschritt sprechen, spricht der Polterer von denen, die unter die Räder kommen. Buchstäblich. »Dieser moderne Schnelligkeitsfimmel scheint mir von Tag zu Tag diabolischer. Da werden zwei- bis dreihundert unsäglichen Gestank verbreitende Vehikel gleich Kartätschenkugeln in die Gegend geschossen und produzieren, ein jedes für eigene Rechnung, bis an die fernste Horizontlinie die gleichen blutigen Menschenfetzen!« (25. Mai 1903)

Gleichzeitig die »unterirdische Schönheit« der Métro und das »Vorgefühl drohenden Todes« wahrnehmen zu können, hat er im Kreis d'Aurevillys gelernt. In den Texten, die dort geschrieben wurden, sind Schmerzfixierung und aggressive Religiosität, empfindliche Zeitdiagnostik und politische Borniertheit unauflöslich verknüpft. Bloy war vom Unterirdischen, Satanischen gefesselt. Seine *Histoires désobligeantes*, ein Band Kurzgeschichten, den er 1894 veröffentlichte und den Jorge Luis Borges später in seine *Bibliothek von Babel* aufnahm, funktionieren deshalb, weil Bloy das Dämonische nicht im Geisterreich, sondern in seiner Lebenswelt aufsucht, beim Kolonialwarenhändler, Friseur, dem freundlichen Herrn von gegenüber. Eine Mutter vergiftet ihren Sohn, weil ihr Geliebter »nicht Stiefvater werden wollte«. Ein Ehepaar ist »immer kurz davor, aufzubrechen, eine endlos lange Reise in die entferntesten, gefährlichsten oder unerforschtesten Länder zu unternehmen« – und schafft es einfach nicht, sein Städtchen zu verlassen. Ein braver Bürgersohn, dem das Warten auf das Erbe schwer wird, schiebt seinen Vater, den ersten Bestatter am Ort, lebendig ins nagelneue Krematorium (und damit, nach katholischem Glauben, in die Verdammnis). Bloys irdische Hölle sind die Nachbarn, besonders die Hausbesitzer, die Bloy, der nur selten seine Miete zahlen konnte, zeit seines Lebens heimsuchten. In der Erzählung *Kains schönster Fund* rächt er sich: Da findet der an die Luft gesetzte Held nach einiger Zeit eine Pappschachtel. »Rasch entfernte er den Deckel, und zum Vorschein

kam seine Zimmerwirtin ... Der abgeschnittene Kopf seiner ehemaligen Wirtin blickte ihn aus seinen toten Augen an, aus seinen toten weißen Augen, die aussahen wie zwei große Silbermünzen.« Sie ist ausgezahlt für den Verrat am Armen.

Borges hat es amüsiert, wie brav die Literaturwissenschaftler ans Zuordnen gingen. Bloy verfare wie Poe. Wie Kafka. Lisle-Adam. Man könnte, locker, Verbindungen ziehen von Bloy zu Stephen King. Borges empfand es als selbstverständlich, der vertrauten bürgerlichen Welt nicht zu trauen. Sie als Unheimliches wahrzunehmen. Das Unheimliche ihrer Sprache aufzuspüren.

Mit *Exégèse des lieux communs*, in zwei Teilen 1902 und 1913 veröffentlicht, ist Bloy auf die Nachwelt gekommen; es ist sein Hauptwerk. Hans Magnus Enzensberger hat es in deutscher Übersetzung 1995 seiner *Anderen Bibliothek* inventarisiert: *Auslegung der Gemeinplätze*. Bloy lässt in diesem satirischen Kommentar seinen Erzfeind, den Bürger, zu Wort kommen, um das Satanische seiner Sprache zu demonstrieren. Er übersetzt ihn, Redensart für Redensart. »EINMAL IST KEINMAL. Es kommt darauf an, seinen Vater nur einmal zu töten.« – »AUCH DAS UNGLÜCK HAT SEIN GUTES. Das Unglück der anderen selbstredend.« – »WIE ES SICH GEHÖRT. Die Menschen, die man nicht unbedingt braucht, können niemals so sein, wie es sich gehört.« – »VERPFLICHTUNGEN HABEN. Man hat Verpflichtungen, wenn man Angehörige ernähren muß: eine Frau, Kinder, eine Schwiegermutter, alte Eltern, die ewig leben wollen, und die man nicht zum Abdecker schicken kann, ohne daß es dem Ansehen abträglich wäre.«

Und was, bitte, schändet, wenn nicht Armut?

Bloy weiß, dass die Herstellung von Fabeln, Erzählkonstellationen, Konflikten nicht seine Stärke ist. Das Unheimliche, das in seinen Kurzgeschichten als Erzähleffekt noch vollständig an die Fabel gebunden ist, ist in *Exégèse des lieux communs* Ergebnis der satirisch-entlarvenden Arbeit eines psychologisch erfahrenen Autors mit den Abgründen des vertrauten gesellschaftlichen Sprachmaterials.

»Andere haben die Untergründe der Sitten gezeigt oder wollten sie zeigen, Untergründe, die sozusagen an der Erdoberfläche liegen. Ich möchte die Untergründe der Sprache zeigen, der man nur in einer entsetzenerregenden Tiefe begegnen kann.«

Bloy hat es in beiden Bänden nicht geschafft, etwas wegzulassen. Er hat nicht bemerkt, dass seine oft großartigen Kurzübersetzungen in den langen Kommentaren verlorengehen. Er hat sich auch nicht auf Redensarten beschränken können. Die Bartholomäusnacht ist kein Gemeinplatz, sondern ein französisches Standardargument gegen den Katholizismus. Aber er konnte sich – wissend, dass die vorgebrachten Opferzahlen überhöht waren – den zynischen Konter nicht verknäueln: »Stellen Sie sich die Demütigung vor, diese grandiose Menge durch niedrigere, nur zu gesicherte Zahlen berichtigen zu müssen.«

Gekürzt wären die Bücher besser. Noch besser. Die Adjektive benutzt er nun sparsam, er schränkt die biblische Bildlichkeit ein, der Humor wird lockerer. Jetzt kann er Witze wie den vom Freigeist, der seinem Kumpel rät, den Nikolausstrumpf nicht an den Kamin zu hängen. Der Nikolaus kommt durch die Tür. Das weiß doch jeder vernünftige Mensch.

Apokalyptiker blieb er auch als Sprachkritiker. Er ging davon aus, dass der Bürger vielleicht »weiß, was er sagen will, aber sicherlich weiß er nicht, was er sagt«. Er hörte in den Redensarten, wie sich göttliche Wahrheiten im Munde von Dummköpfen verkehrten. Sätze, die im Absoluten, vor Gott, wahr sind, sind in der bürgerlichen Welt eine Lüge. Als Lüge werden sie zur unfreiwilligen Prophezeiung, die Gottes Gerechtigkeit herabrufft. Darauf hat Bloy gebaut.

Er war ein »Katholik des Syllabus und Bonifaz VIII.«, für den selbst die Ultramontanisten lockere Vögel darstellten. Das ist seine Grenze. Die brauchte er, um sich fortbilden zu können zu dem von mir manchmal und warum auch immer benötigten obszönen Schmäher einer Bourgeoisie, »deren Niederbruch so vollkommen sein sollte, daß sie auf allen Vieren in den stinkenden Kotmassen städtischer Kloaken und den Kotzlachen der Hunde auf den Straßen herumrutschen, um nach verlorenen Schätzen zu stochern«.

Die Kraft und Insistenz der Schmähungen Bloys bleibt erstaunlich. Seine Pamphletistik bezieht bis heute ihre Qualität aus der sadistischen und masochistischen Energie seiner Sprache, die den Zusammenhang des ideologisch und ästhetisch disparaten und widersprüchlichen Werks erst generiert. Wie eine unaufhörlich produzierende rhetorische Negationsmaschine antwortet Bloy den unaufhörlich wiederholten zukunfts gewissen Parolen seiner Zeit.

Er fand, die Menschen sollten wenigstens die Möglichkeit haben, zu bedenken, *welchen* Fortschritt sie wollen, welchen sie verkraften, welchen sie überleben können. Und manchmal wurde er sich – gottseidank – untreu: dann erschien ihm die Neueinrichtung der Welt auch als Aufgabe für Menschen.

»Ach, ich weiß es wohl, daß der Reichtum der entsetzlichste Bannfluch ist, daß den Verdammten, die ihn zum Schaden der schmerzgepeinigten Glieder Jesu Christi besitzen, unfaßbare Qualen verheißen sind, und daß jemand ihnen die Behausung des Heulens und des Entsetzens frei hält. Ja, sicherlich ist diese biblische Gewißheit erquickend für jene, die in dieser Welt leiden. Aber wenn man über das gegenseitige Aufeinanderbezogensein der Schmerzen nachsinnt und sich bewußt macht, daß zum Beispiel ein kleines Kind in einem eisigen Zimmer von Hunger gequält werden muß, damit eine entzückende Christin nicht der Lust an einer erlesenen Mahlzeit vor einem warmen Ofen beraubt ist; ja dann wird es einem schon etwas lang, zu warten, und wie verstehe ich es, daß die Verzweifelten sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen suchen.«